

„MAN KANN DAS BÖSE BESIEGEN. MAN MUSS ES SOGAR“

Es gibt nicht mehr viele Menschen, die vom Holocaust erzählen können. IRENE BUTTER ist eine von ihnen. Über das KZ und ihre Flucht zu sprechen hat sie stark gemacht – es ist ihr letzter Sieg über die Verbrecher

TEXT CAROLINE SCHMIDT

IRENE BUTTER,

Jahrgang 1930, ist die Tochter eines jüdischen Bankiers. Die Familie kam in das Lager Bergen-Belsen; über ein „Austauschprogramm“ und mit falschen Pässen konnte sie in die USA ausreisen. Irene Butter studierte Ökonomie, heiratete 1957 und bekam zwei Kinder. Sie ist Wirtschaftsprofessorin und lebt in Michigan.

Die amerikanische Wirtschaftsprofessorin Irene Butter, 83, hat die klaren Augen eines Mädchens, die leuchten, selbst wenn sie Schmerzen hat, so wie an diesem Sonntagvormittag Ende September. Ein Nerv im Nacken ist eingeklemmt, sie kann sich kaum bewegen. Aber sie fährt trotzdem die halbe Stunde mit der Bahn nach Detroit zum Holocaust-Museum, denn es geht heute darum, ein Zeichen der Hoffnung zu setzen.

Ein Ableger der alten Rosskastanie soll eingepflanzt werden, die vor Anne Franks Haus in Amsterdam gestanden hat. Es ist eine kurze Zeremonie in der Herbstsonne. Danach sitzt Irene in

ihrem blauen Sakko auf einem Podium und erzählt ein paar hundert Menschen von der Kindheit in Europa und den unendlichen Monaten im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Am Ende der Rede kommt ein Herr zu ihr. Er sagt etwas, das sie immer wieder hört: Es sei gut, dass sie heute von dieser Zeit berichten könne, so der Mann, er selbst habe Auschwitz überlebt, „aber ich kann nicht darüber sprechen, ich habe es nie gekonnt, viel zu schmerzhaft“.

Auch Irene Butter fehlten über viele Jahrzehnte die Worte, aber jetzt hat sie eine Mission, und deshalb redet sie. Auch wenn es weh tut. Auch wenn sie in Tränen ausbricht und ihr die Stimme versagt. Wenn Irene ihre Geschichte

erzählt, dann ist es wie eine Reise, die schließlich ins Licht führt. Sie hat den Holocaust überlebt. Sie ist als Jugendliche ohne ihre Familie nach Amerika gegangen und hat dort den Anfang gemeistert, auch wenn die Vergangenheit sie oft heimsuchte. Erst später hat sie auf erstaunliche Weise ihren Weg gefunden.

Man kann, das ist Irenes Botschaft, das Böse besiegen, man muss es sogar. Damit das Leiden nicht sinnlos gewesen ist. Damit all die Menschen nicht sinnlos gestorben sind, die fremden und die vertrauten, damit auch der eigene Vater nicht vergeblich sein Leben gelassen hat. Vor allem der Vater nicht.

Dieser Mann, der Irene und ihrem zwei Jahre älteren Bruder Werner da- ▶

mals in Berlin aus dem „Struwelpeter“ vorgelesen hat, als sie noch klein waren. Der mit ihnen am Wochenende in den Wäldern wandern ging oder in den Zoo. Und der morgens so unbesiegbar aussah, wenn er im Anzug zur Julmay-Bank aufbrach, die der Familie gehörte, oder später dann – nach der Flucht in die Niederlande – in die Filiale der American Express Company in Amsterdam.

Aber auch ihr Vater, der stattliche John Hasenberg, konnte seine Familie kaum schützen. Im Juni 1943 klopfte es an die Wohnungstür, in zehn Minuten Abreise, nur ein Koffer. Irene war ein 12-jähriges Mädchen mit Stupsnase, als sie das „Polizeiliche Durchgangslager Westerbork“ an der deutsch-holländischen Grenze betrat. Hier gab es viele Baracken und ein Bahngleis in der Mitte. Am Montagabend gegen 23 Uhr gingen die Lichter in den Baracken an, erinnert sich Irene, und die Wächter lasen Listen vor, wer morgen um elf Uhr „nach Os-

ten“ fahren sollte. Die Menschen wussten damals nichts von Auschwitz, aber allen fiel auf, dass der Zug immer leer zurückkam. „Sie taten alles“, sagt Irene, „um von den Listen wieder gestrichen zu werden.“ Ihr Vater war einer der wenigen Juden, denen das gelang.

Er hatte für seine Familie in Amsterdam gefälschte ecuadorianische Pässe für den Notfall besorgt, die er der Lagerleitung vorlegte. Sie meldete die Familie daraufhin für den „Austausch“ an: Die Deutschen versuchten, im Ausland internierte Landsleute heimzuholen, indem sie diese gegen Ausländer tauschten. Anfang Februar 1944 fuhr die Familie in einem Zug in ein Lager in der Lüneburger Heide. Sie dachten, sie hätten das Schlimmste überstanden.

Doch die Zwangsarbeit in Bergen-Belsen war hart. Jeden Tag mussten alle Insassen zum Abzählen antreten, oft dauerte das viele Stunden in der Sonne oder im Regen oder im Schnee. Und weil

es nicht viel zu essen gab, starben die Menschen. Morgens, wenn sie aufwachte, blickte sich Irene als Erstes in der Baracke um. Waren sie noch am Leben? Vater? Mutter? Werner? Irgendwann verlor die Familie die Hoffnung, dass sie je gerettet würde. Da erschien im Januar 1945 ein Mann in der Tür. Er sagte, alle Insassen sollten sich melden, die südamerikanische Pässe hätten.

Der Zug fuhr am 21., aber es war zu spät. Die Kinder mussten die schwerkranke Mutter zum Gleis tragen, auch der Vater schaffte es kaum selbst, Wachen hatten ihn zusammengeschlagen. Die Reise nach Sankt Gallen dauerte vier Tage. In der zweiten Nacht starb der Vater. Irene weiß noch genau, wie sie sagte, aber Papa, wir sind doch fast da. Als der Zug im süddeutschen Biberach hielt, trugen Männer den Leichnam aus dem Waggon und legten ihn auf eine Bank am Gleis.

Irene war wie betäubt, als sie die sichere Schweiz erreichten. Die Mutter kam in ein Hospital, auch der Bruder. Irene übernachtete mit den anderen in einem Pferdestall. Am nächsten Tag wollte sie die Mutter besuchen, aber da hieß es, dass sie jetzt nach Amerika fahren. Irene wehrte sich, nein, sagte sie, ►

Irene Butter 1945, als 15-Jährige, kurz nach ihrer Ankunft in den USA. Unten: Die Eltern John und Gertrude Hasenberg 1926 oder 1927 bei einem Spaziergang in Cannes. Irenes Vater starb zwei Tage, nachdem die Familie Bergen-Belsen verlassen konnte. Irenes Mutter folgte ihr ein halbes Jahr später nach Amerika, sie starb 1988



Diesmal: zu Gast bei Natalia Wörner, *Schauspielerin, Berlin*

Honorar gespendet an die Kindernothilfe



In Deutschlands
Küchen zuhause.

**essen &
trinken**

DEUTSCHLANDS
GRÖSSTES FOOD-MAGAZIN

gürtlerbachmann

SIE SOLLTE DAS ALTE LEBEN TOTSCHWEIGEN

ich bin 14, meine Mutter ist hier, mein Vater tot, ich will bei meiner Familie bleiben – „aber sie ließen mich nicht“.

Sie war allein, als sie in dem algerischen Flüchtlingscamp ankam und dort Monate blieb. Sie war allein, als sie auf einem Militärschiff weiter nach Amerika fuhr. Und sie war allein, als sie am 25. Dezember 1945 in der Grand Central Station in Manhattan aus einem Zug stieg. Ein Cousin der Mutter wartete mit seiner Familie am Gleis, ein fremder Mann, eine fremde Frau und deren 20-jährige Tochter in dicken Wintermänteln und Wollmützen.

Sie saßen an diesem Abend an dem Esstisch in der Küche, als Irene eine Handbewegung machte, die die Familie zutiefst irritierte. Sie rollte die Hosenbeine hoch, bevor sie aufstand. Die anderen starrten das Mädchen an. Warum sie das mache? Das sei in Bergen-Belsen nötig gewesen, erwiderte Irene. Die Waschräume dort waren doch voller Dreck. Irene erinnert sich, wie die Erwachsenen sie fest anblickten. „Jetzt bist du aber hier, dein neues Leben beginnt jetzt“, sagte der Onkel, „sprich nicht mehr über die Vergangenheit, denk nie mehr darüber nach.“

Sie wollten ihr helfen, das spürte Irene. Aber da war auch eine große Angst. Die Menschen hier hatten eine Ahnung, was in Deutschland in den Lagern passiert war, aber sie kannten keine Details. Sie wollten auch keine Details kennen. Und Irene wollte leben. Also schwieg sie.

Im Januar begann der Unterricht. Irene ging auf eine kleine Highschool für Mädchen in Brooklyn. Dort lernte sie Jugendliche in ihrem Alter kennen, die über Nagellack und Kinofilme sprachen.

1946 kamen endlich der Bruder und die Mutter nach New York. „Das Leben war nun stabil“, sagt Irene.

Aber da waren die Alpträume, jede Nacht klopfen die Nazis wieder an die Tür, wurde sie in einen Viehwaggon gequetscht, starb der Vater. Irene hatte jetzt viele Allergien. Sie ging zum Hausarzt, der sie untersuchte und dann einen Satz sagte, den sie nicht vergessen sollte. „Irene, du hast etwas Melancholisches an dir“, sagte er, „ich glaube nicht, dass du wirklich so bist. Versuche, ein bisschen lebendiger zu werden.“

Irene verstand ihn damals nicht. Sie hatte andere Ziele. Sie wollte raus aus der Armut, raus aus den billigen Apartments, die sich die Mutter mit den Aushilfsjobs leisten konnte. Sie wollte etwas aus ihrem Leben machen, studieren, Wissenschaftlerin werden, Menschen helfen. „Ich kann jetzt kein normales Leben führen“, fand sie. Nicht nur heiraten und Kinder bekommen. „Das alles muss doch einen Sinn gehabt haben.“

Mit Hilfe eines Stipendiums ergatterte sie einen Platz an der Duke University in North Carolina. Sie studierte Ökonomie mit dem Schwerpunkt der öffentlichen Gesundheitsfürsorge. Wie kann man armen Menschen die beste Behandlung zukommen lassen – mit solchen Fragen befasste sie sich jetzt. Sechs Jahre später heiratete sie, bekam zwei Kinder und zog mit der Familie nach Ann Arbor im Bundesstaat Michigan. Deutschland schien weit weg, die Alpträume verschwanden. Es war, als ob sie die Vergangenheit abgeschüttelt hätte.

Bis zu diesem Tag im Sommer 1973, als ihre damals 12-jährige Tochter Ella aus der Schule nach Hause kam. „Mama“, sagte Ella, „ich muss morgen einen Vor-

trag über den Holocaust halten, und ich habe allen gesagt, dass du meine Zeitzeugin bist.“ Irene weiß noch, wie sie erstarrte. Sie hatte so lange nicht geredet, weil sie es nicht konnte, zu schmerzhaft. Und was, wenn die Schüler lachten? Witze machten? Oder einfach nicht zuhörten? In der Nacht schlief sie nicht.

Am nächsten Tag begleitete sie ihre Tochter in die Schule. Die erste dreiviertel Stunde sprach das Mädchen über „Hitlers Eroberung Europas und die Konzentrationslager“. Dann war Irene dran. 15 Minuten. Sie beschrieb, wie sie in Bergen-Belsen in Holzbaracken lebten, wie die Aufseher jederzeit reinkommen, jederzeit zuschlagen konnten. Sie sprach auch über den Hunger, so gut es ging jedenfalls, „ich weiß bis heute nicht, wie ich Hunger beschreiben soll“. Die Jugendlichen hörten aufmerksam zu. Keiner alberte herum. Irene merkte, wie sehr sie verstehen wollten, wie groß der Respekt vor diesem Schicksal war.

Sie begann damit, Vorträge in Gedenkstätten und Universitäten zu halten. Sie verband ihre Erzählungen mit Botschaften an die Menschen. Was können wir aus dieser Zeit lernen? Sei niemals ein Mitläufer. Quäle keine Menschen, diskriminiere niemanden, gib jedem eine Chance, so anders er auch sein mag. Und ertrinke niemals in deinem Selbstmitleid. Mach immer weiter.

Irene wollte nie an den Ort des Todes zurückkehren, aber ihre Kinder baten sie darum. Sie wollten sehen, wo die Mutter überlebt hatte. So fuhr die ganze Familie 1995 nach Bergen-Belsen. Und da stand sie auf einmal wieder in der Lüneburger Heide, eine erfolgreiche Frau mit einem Mann, zwei erwachsenen Kindern und zwei Enkelkindern. Sie werde diesen Moment nie vergessen, sagt Irene. „Es fühlte sich an wie ein Sieg.“



CAROLINE SCHMIDT traf Irene Butter 2010, als sie einen Dokumentarfilm über Holocaust-Überlebende drehte. Die beiden haben seither Kontakt. Ihr gemeinsamer Wunsch: ein Treffen in Berlin, wo sie beide genau sieben Jahre lang gewohnt haben – wenn auch in sehr unterschiedlichen Zeiten.